

FRAUEN, WIE WOLLEN WIR LEBEN?

Fortsetzung von Seite 34

Frauen nehmen diese Behandlung allzu oft mit Höflichkeit oder auch als entlarvendem, mitunter unterhaltsames und zu belächelndes Intermezzo hin, anstatt mit Selbstvertrauen und Beharrlichkeit eigene Forderungen konsequent aufzustellen und zu verfolgen. Noch immer gilt die Überzeugung, dass man im Management doppelten Einsatz zeigen muss und dass Frauen die neoliberale Vorstellung allseitiger Verfügbarkeit nicht gewährleisten können.

Der denkbare Lebensentwurf einer Kandidatin, eine potentielle Doppelbelastung von Beruf und Familie kann und darf nicht dazu führen, dass dem mehr Gewicht beigemessen wird als den eigentlichen Fähigkeiten. Eine derartige Doppelbelastung nicht als pathologisch zu denken und sie unausgesprochen zum Ausschlusskriterium zu machen erfordert nach wie vor einen mentalen und einen strukturellen Wandel sowie eine andere Selbstverständlichkeit. Initiiert durch die Politik, ist dies in der Wirtschaft ein mittlerweile offen diskutiertes Feld (siehe die Diskussion um die Frauenquote in Chefetagen), während die Frage, warum nur wenige große, international bedeutende Kunstinstitutionen von Frauen geleitet werden, fast eine marginale bleibt. In unserem Berufsfeld wäre es wünschenswert, Vorreiter zu sein, offensivere und zukunftsweisendere Herangehensweisen umzusetzen, entsprechende Rahmenbedingungen zu schaffen und weniger darauf zu hoffen, dass patriarchale Strukturen bröckeln und die Zeit es richten wird. Es hat sich vieles verbessert, aber es gibt immer noch viel zu tun!

Angela Mc Robbie



Die britische Kulturwissenschaftlerin ist Professorin am Goldsmith College in London. Foto privat

Die Rückkehr der Sexualpolitik

Das Buch „Top Girls“ habe ich aus folgendem Grund geschrieben: Ich wollte zeigen, wie es dazu kommen konnte, dass die feministische Bewegung, die zu ihrer Blütezeit als funkelnd, als vielfältig und aufregend galt, seit Mitte der neunziger Jahre zu etwas geworden ist, von dem sich junge Frauen angeekelt abzuwenden scheinen. Woran liegt

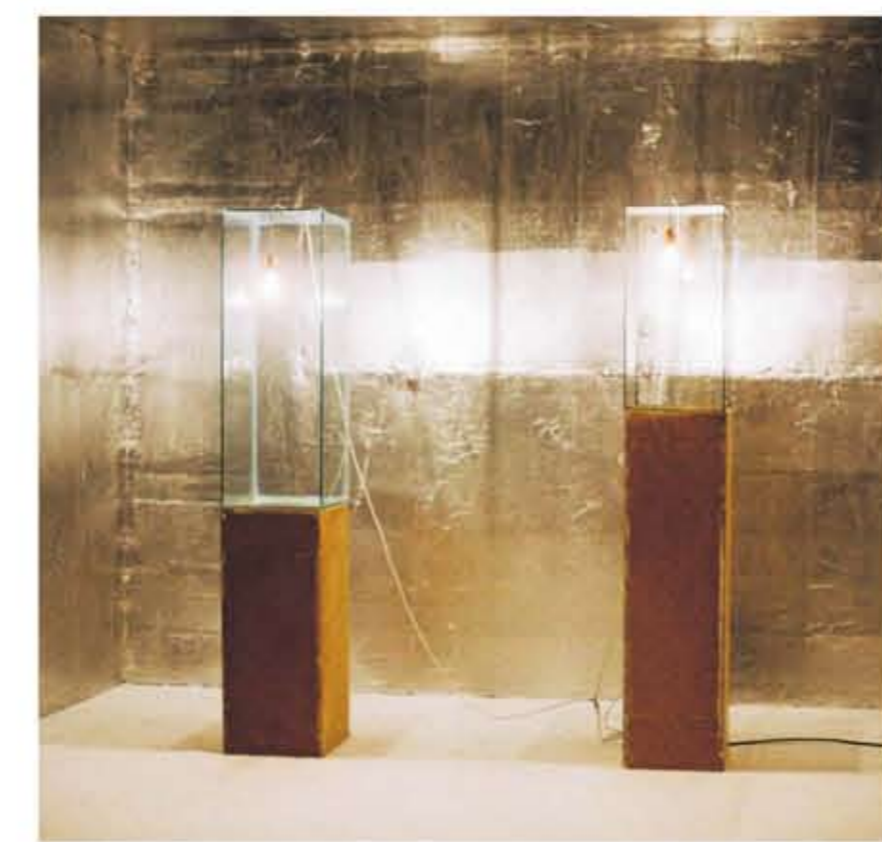
es, dass wir Feminismus als vorgestrig, als überkommen empfinden, ihn mit Müttern, Großmüttern und unmodischen Lesben mittleren Alters in Verbindung bringen?

Diese Fragen mögen banal erscheinen, aber für mich verweisen sie auf etwas sehr Grundlegendes in unserer Gesellschaft. In zahlreichen Berichten, in Kommentaren von Politikern und solchen der sogenannten Qualitätsmedien entsteht ja der Eindruck, dass Frauen, junge Frauen vor allem, nunmehr gleichberechtigt seien. Dass sie alle nötigen Rechte erlangt hätten, dass alle Ansprüche eingelöst worden seien – und dass eine Frauenbewegung daher keine Funktion mehr zu erfüllen habe.

Tatsächlich ist es so, dass Frauen sich mittlerweile darauf verlassen können, dass die Regierung sich ihrer annimmt, dass sie Gesetze erlässt, die zukünftige Diskriminierungen verhindern sollen. Von dieser neuen Form des Paternalismus erhoffte man sich Wählerstimmen, de facto aber wirkte sie entpolitizierend. Denn Frauen wurden ermutigt, sich auf das Erlangen guter Qualifikationen zu konzentrieren, darauf, eine gute Arbeitsstelle zu finden, um brave Bürgerinnen der Konsumkultur zu werden. Deren stetige Zunahme stellte zumindest in Großbritannien sicher, dass die mittlerweile berufstätigen Frauen des Landes derart mit Shopping-Möglichkeiten und Wohlfühlzonen versorgt waren, dass ihnen keine Zeit blieb, sich politisch zu engagieren – ganz gleich, ob sie Kinder hatten oder nicht.

Diese Phänomene habe ich als „Komplexifizierung des Backlash“ zusammengefasst, weil sie mit dem Emporkommen eines „wiedererstarkenden Patriarchats“ verflochten waren. Dieses erwartet von den nunmehr gleichberechtigten jungen Frauen, dass sie die Höhen der Dauer-Sexiness erklimmen – das kann bedeuten, eine Nacht lang gemeinsam Spaß im Stripclub zu haben, sich über ein Nacktshooting für das neue angesagte Männermagazin zu freuen oder ständiger Gast im Waxing-Studio zu sein. Und wer es wagte, hier feministische Kritik anzubringen, bestätigte sofort schlimmste puritanische Klischees. Meinen Studentinnen widerstrebte es, sich als Feministinnen zu bezeichnen – nämlich, weil es die Männer abschrecken könnte! Privat jedoch waren sie mehr als interessiert daran, Essays oder Abhandlungen zu verfassen über Sexualität und die Objektwerdung von Frauen. Sie waren ängstlich geworden und wollten in der Öffentlichkeit kein Aufhebens machen, keine neue feministische Gruppe ins Leben rufen.

Nun, in den letzten paar Jahren hat sich das Gott sei Dank ein wenig geändert. Junge Frauen organisieren und erschaffen neue Arten von Sexualpolitik – damit machen sie unsere Zeit wieder interessanter. Es ist, als wäre die bislang unterschwellig brodelnde Wut hervorgebrochen und als wäre die Furcht auf einmal verfliegen, als wäre es möglich geworden, sich neue Wege des Frau-Seins vorzustellen. Als ältere Akademikerin und Soziologin habe ich eine Analyse verfasst, wie die „Einbeziehung“ des Feminismus durch die politische Klasse von der Hoffnung getragen



Timo Klöppels Werk „Darf Nicht“

Foto Espace Surplus

wurde, er möge verschwinden und nie wiederkehren – ich glaube, so einen kleinen Anstoß gegeben zu haben zur derzeitigen, höchst sichtbaren Repolitisierung und zur Rückkehr der Sexualpolitik.

In Großbritannien wurden „Slutwalks“ veranstaltet, es gibt Online-Aktivistinnen wie die des Internetmagazins „The F Word“ oder die von „Object – Women Not Sex Objects“, es wurden zahlreiche Aufmärsche organisiert, darunter kürzlich einer in der Londoner Harley Street, der sich gegen „Schönheitskorrekturen“ an Lippen und Vagina wandte, dann ist da natürlich Pussy Riot, und es gibt das „Bitchmagazine“.

Am einen Ende des politischen Spektrums erheben die jungen Frauen ihre Stimmen, haben den Mut zu missfallen, aber auch am anderen Ende können wir interessante Entwicklungen beobachten. In Großbritannien bezeichnen sich mittlerweile weibliche konservative Abgeordnete stolz als Feministinnen – das hat es noch nie gegeben. Sie versuchen sogar, auf diese Art und Weise Punkte gegen ihre Kontrahentinnen von der Labour Party zu sammeln: denn Tony Blair konnte das „F-Wort“ bekanntermaßen nicht ausstehen. Und auf einmal drängen die alten Themen wieder nach vorne, die nun einmal immer noch bestimmende Bestandteile des Lebens von Frauen sind: Wie lässt sich Berufstätigkeit vereinbaren mit dem Wunsch, Kinder zu haben und das Familienleben zu genießen? Wie lässt sich angesichts einer erstarkten „Pro Life“-Bewegung das Recht auf selbstbestimmte Fortpflanzung sichern? Und wie können wir einen feministischen Zugang zu Sex, zu Liebe und Intimität sowohl bewahren als auch weiterentwickeln?

Elisabeth Ruge



Die erfahrene Verlegerin leitet den neugegründeten Hanser Berlin Verlag. Foto imago

Üben konnten die Frauen ausführlich

Sei es Produktion oder Vermittlung – in sämtlichen Künsten besetzen nahezu ausschließlich Männer die höheren Ränge. Ist die Literatur die geschlechtsblinde Ausnahme?

„This is my letter to the World / that never wrote to Me –“ Mit uncharakteristischer Klarheit setzt Emily Dickinson 1862 diese Verse in eines ihrer vielen stets wunderbar rätselhaften Gedichte. Ob sie diese Feststellung heute noch so zu Papier brächte? Sie ist die Meisterin und begegnet ihren männlichen Zeitgenossen auf Augenhöhe – wenn sie sich denn begegnet wären. Was die Publikationspraxis anbelangte, so gab es große Hürden – die Öffentlichkeit erreichte eine Schriftstellerin oft gar nicht oder

nur strategisch ausgebufft, da musste man Abenteuerin sein, wie Sophie Meau oder Amatine Dupin alias George Sand. Das Leben ein geladenes Gewehr: „My Life had stood – a Loaded Gun – / In Corners ...“ Ein anziehendes, gefährliches Bild, das Emily Dickinson für sich entwirft, für sich als Frau, vor allem aber als Dichterin, die ihre Ladung zu Lebzeiten nicht in die Welt hinausfeuerte. Aber geschrieben hat sie, unentwegt, und Munition hatte sie auch genug. Flinte und schöne Jägerin zugleich, eine Kammerjägerin könnte man sagen: Emily Dickinson hinterließ fast 1800 Gedichte in den Schubladen ihrer Kommode, eine Handvoll Menschen hatte zuvor eine Handvoll Gedichte zu sehen bekommen – zehn sind zu Lebzeiten erschienen, ansonsten wurden sie als zur Veröffentlichung ungeeignet erachtet.

Ja, Übung macht die Meisterin. Und üben konnten die Frauen ausführlich. Das nötige Instrumentarium war denkbar einfach zu beschaffen und kostete so gut wie nichts, es lag griffbereit und wurde ohnehin tagtäglich benutzt, um das Wirtschaften zu dokumentieren, Buch zu führen – oder, ganz wichtig, um Briefe zu schreiben. Papier, Feder, Tinte – mehr brauchte man nicht. Literatur war deswegen allerdings keine harmlose Hausfrauangelegenheit, auch wenn sie in der Abgeschiedenheit der Heimstatt entstand. „If I feel physically as if the top of my head was taken off, I know that is poetry“, schreibt Emily Dickinson. Unblutig geht's hier nicht ab. Man weiß um die Wirkung der Worte. Und beschriebene Blätter waren schnell beiseitegelegt, sie waren gut zu verstecken. Man konnte unauffällig oder gänzlich unentdeckt dem schöpferischen Tun nachgehen. Schreiben ist schließlich lautlos, geruchlos, wenig raumgreifend ... ein frisches Ölgemälde lässt sich nicht mal eben hinter die Anrichte schieben ... Von Vorteil war auch das eigene Zimmer, a room of one's own, aber selbst das war nicht zwingend notwendig.

Und dann, wie gesagt, mussten Frauen oftmals zu Abenteuern bereit sein und sich als findig erweisen, um die (zunehmend weibliche) Leserschaft zu erreichen. So veröffentlichten die drei Brontë-Schwester die im Schutz von Haworth House entstandenen Gedichte, später auch jene großen Romane, die schließlich zu den berühmtesten der Weltliteratur gehören sollten, unter den geschlechtlich ambivalenten Pseudonymen Acton, Currer und Ellis Bell. Und bei der Publikation der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ – bezeichneterweise ein Briefroman, wie damals so viele Werke aus der Feder von Frauen – verbarg Sophie von La Roche ihre Autorschaft hinter dem Herausgeber Christoph Martin Wieland.

Kunst schaffen heißt Kunst kennen. Das Schreiben von Texten hat immer die Rezeption von Texten zur Voraussetzung. Insofern sind das mittlere und späte achtzehnte Jahrhundert der Aufklärung und mehr noch das neunzehnte mit dem er-

starkten Bildungsbürgertum und den vielen privaten und öffentlichen Bibliotheken der Moment, in dem die Schriftstellerin auftritt. Frauen der „bildungsnahen“ Schichten erhielten nun in der Familie eine oftmals zwar unsystematische, dennoch ausgreifende Bildung, und sie machten sich mit Verve an die Selbstschulung: Nun hatten sie Zugang zu Büchern, sie konnten lesen, viel lesen – und fingen an zu schreiben. Therese Huber, Mary Shelley, Annette Droste-Hülshoff – immer gibt es für die Heranwachsende eine reich ausgestattete Bibliothek in unmittelbarer Nähe. Und auch Emily Dickinson, die Enkelin des Gründers von Amherst College, liest sich mit unersättlichem Appetit durch die Bibliothek ihres Vaters, dann durch die ihres Bruders im Nachbarhaus.

Und ab Mitte des neunzehnten Jahrhunderts formierte sich eine Heerschar von Berufsschriftstellerinnen, die ihren Lebensunterhalt mit der Produktion von Trivalliteratur verdienten. Schreibpraxis hatten Frauen also zur Genüge, ob sie mit ihren Texten künstlerische Absichten verbanden oder einfach unterhalten und Geld verdienen wollten. Wobei die neben Hedwig Courths-Mahler bekannteste Erfolgsautorin, Eugenie John, Verfasserin des in der „Gartenlaube“ erschienenen Bestsellers „Goldelse“, es auch dann noch vorzog, unter dem unbestimmten Künstlernamen E. Marlitt zu veröffentlichen.

Und so bleibt die Frage nach den Gepflogenheiten der Rezeption. Man muss sich nur vergegenwärtigen, dass der Friedenspreis des deutschen Buchhandels bis heute im Schnitt einmal pro Jahrzehnt an eine Autorin geht und es sich erst seit den neunziger Jahren bei der Vergabe des Literaturnobelpreises etwas ausgewogener darstellt, um nach wie vor eine gewisse Schiefe zu konstatieren. Auch die gefeierten Fräulein Wunders haben es in der Kritik nicht so leicht, zur Frau zu avancieren, dann sind sie plötzlich gar nicht mehr so wunderbar.

Die britische Schriftstellerin Jeanette Winterson hat ihre Karriere als Leserin – und Autorin – in der Public Library der grauen, geduckten nordenglischen Arbeiterstadt Accrington begonnen. Dort las sie sich, ein Kind fast, durch die Buchreihen von A bis Z (zu Hause bei der bigotten Adoptivmutter gab's nur die King James Bible): „... mir war aufgefallen, dass es weniger Frauen gab und dass sie in den Regalen weiter auseinanderstanden, und immer wenn ich Bücher über Literatur lesen wollte, stellte ich unweigerlich fest, dass diese Bücher von Männern geschrieben waren und von schreibenden Männern handelten.“ Und dort beginnt ihr Brief an die Welt, der im Gegensatz zur Erfahrung ihrer neuenglischen Dichterkollegin Emily Dickinson eine Korrespondenz, ein Dialog ist. Ihre Geschichte erzählt uns allerdings auch davon, dass literarische Durchsetzungsfähigkeit nicht nur eine Frage von Gender ist – es ist auch immer a question of class. So manche Hürde gilt es noch zu nehmen.

Tränen hinter der 3D-Brille

Fluch und Segen des Fortschritts: Die Elektropopband Kraftwerk hält Retrospektive

Die drei Kraftwerk-Binsen vorab, damit man sie aus den Beinen hat. Erstens: Kraftwerk, Deutschlands einflussreichste Popband, hat alle elektronischen Musikgenres im Alleingang erfunden. Zweitens: Spätestens seit ihrem epochalen Album „Autobahn“ von 1974 verbinden die Düsseldorfer wie keine zweite Band Musik und Audiovisuelles. Drittens: Ihre Musik klingt auch im Jahr 2013 immer noch unglaublich modern. Letzteres liegt freilich auch daran, dass die heutige Popmusik über weite Teile so irritierend alt klingt. Alle genannten Kraftwerk-Klischees lassen sich beim Auftritt der Band in der Düsseldorfer Kunstsammlung NRW mühelos bestätigen. Und noch einen Eindruck nimmt man mit nach Hause: Ralf Hütter, 66, Kopf der Gruppe und letztes verbliebenes Originalmitglied, sieht in seiner Bühnenklamotte aus wie

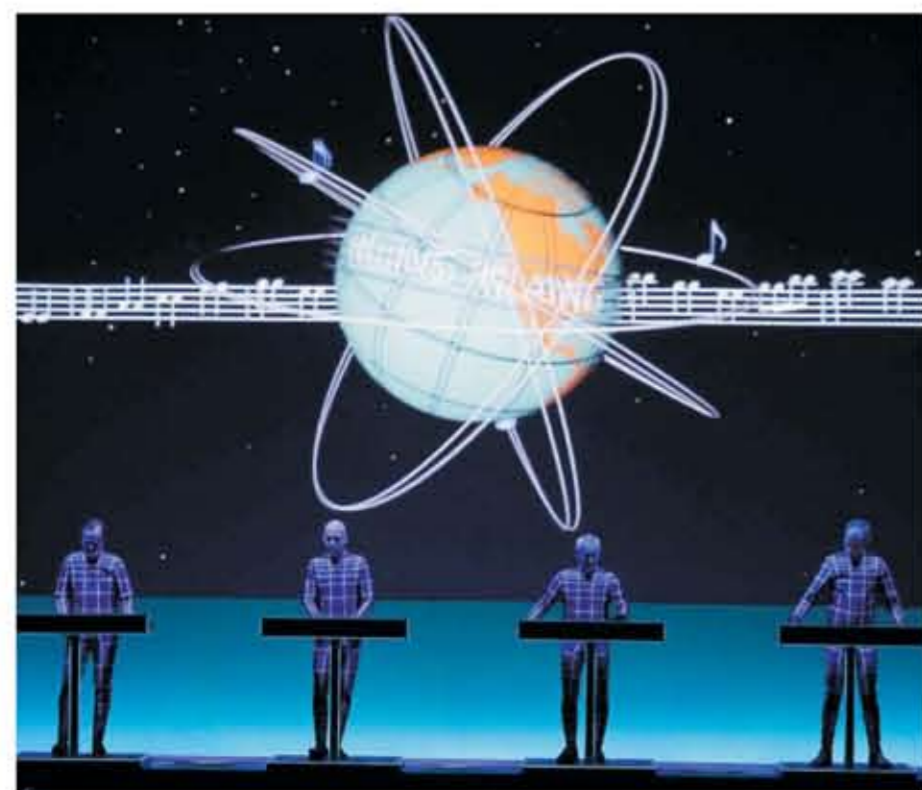
eine Mischung aus einem Gentleman-Gangster im Taucheranzug und dem Kapitän einer exzentrischen Weltraumflotte.

Es ist eine Art Nachhausekommen, was derzeit in Düsseldorf zu bewundern ist: Nachdem Kraftwerk im vergangenen April bereits im New Yorker Museum of Modern Art ihr Werk aufgeführt haben, spielen sie nun auch in Düsseldorf an acht Abenden ihre zentralen Alben in der Reihenfolge ihrer Veröffentlichung. An diesem Abend ist „Die Mensch-Maschine“ an der Reihe. Dies ist gleich in mehrfacher Hinsicht besonders reizvoll: Zum einen zeigt die 1978 veröffentlichte Platte die Erneuerer auf ihrem kommerziellen Höhepunkt, zum anderen gibt die Aufführung des Werks etlichen Damen und Herren an diesem Abend die Gelegenheit, als Lookalikes der Musiker im auf dem Albumcover zu bestaunenden Roboterlook

zu erscheinen. Aber an diesen Abenden sehen hier ohnehin alle großartig aus – die älteren Schnurrbartherren ebenso wie die hibbeligen Hipster –, denn alle im weißen hohen Saal tragen 3D-Brillen. Schließlich, siehe Binse Nummer zwei, sind Kraftwerk ja auch eine visuelle Band.

Pünktlich um 20 Uhr eröffnen Hütter und seine Kollegen den Abend mit dem Titelstück des Albums, und mancher hat in diesen ersten Minuten Tränen der Rührung in den Augen. Bloß: Was passiert, wenn man hinter einer 3D-Brille Tränen vergießt? Ist das schon erforscht? Die Begeisterung hält auch bei den folgenden Stücken an. Während die vier Männer hinter den Pulten es gluckern, schmatzen, tuckern und robotern lassen und Hütter mit dieser einmaligen, gleichzeitig unterkühlten und wehmütigen Stimme von Fluch und Segen des technischen Fortschritts singt, sind auf der Leinwand bald Neonreklamen, bald abstrahierte Betonwüsten zu sehen. Alle üblichen Kollateraleffekte eines Konzerts fehlen: Es wird auf der Bühne zwischen den Stücken nicht getrunken, es gibt keine Ansagen, niemand schwitzt, und keiner der Musiker bedeutet unentwegt dem Toningenieur, seinen Monitorsound doch bitte anders einzustellen. Warum auch: Der Klang im Museum ist grandios. Und es wäre auch letztlich ein Witz, wenn Hütter und die anderen Männer in den engen Anzügen technische Probleme hätten.

Auf die Stücke des „Mensch-Maschine“-Albums folgt Klassiker auf Klassiker: „Neonlicht“, „Radioaktivität“, „Tour de France“, selbstredend „Autobahn“. Trotz des Jubels im Publikum: Natürlich ist das alles hier sehr museal; natürlich gleicht man es im Kopf ab mit Vorstellungen der wilden Siebziger, als parallel zu Kraftwerk Beuys, Polke und Immendorf an der Kunstakademie den Avantgarde-Clown im Achteck tanzen ließen. Und dennoch bleibt diese Musik meistens atemberaubend. Kraftwerk sind eine altmodische moderne Band: Selten wirkte Retrofuturismus so zeitlos wie bei Hütter und seinen Mitstreitern. ERIC PFEIL



Gentleman-Gangster im Taucheranzug: Kraftwerk in Düsseldorf

Foto Thomas Brill